

«Bauern sind heute im Prinzip Staatsangestellte»

Was steckt alles in den landwirtschaftlichen Produkten, die wir täglich konsumieren? Können Bauern damit heute noch Geld verdienen? Was ist der Preis für den Einsatz von Pestiziden und ist Bio wirklich ganz unbedenklich? Antworten von Bauer und Agrarökologe Andreas Bosshard.
von Christine Schnapp



Andreas Bosshard ist Agrarökologe, Geschäftsführer der Denkwerkstatt «Vision Landwirtschaft», Inhaber eines Planungs- und Forschungsbüros und Mitbewirtschafter eines Biohofes.

Andreas Bosshard, lässt sich heute in der Schweiz mit Landwirtschaft noch Geld verdienen?

De facto verdient heute die Schweizer Landwirtschaft im Durchschnitt mit ihrer Nahrungsmittelproduktion trotz der staatlich stark gestützten Preise kein Geld mehr. Das landwirtschaftliche Einkommen liegt seit einigen Jahren tiefer als die ausgeschütteten Direktzahlungen. Das heisst, die Bäuerinnen und Bauern sind heute im Prinzip Staatsangestellte. Das ist ausgesprochen frustrierend und weltweit ziemlich einzigartig. Dass es so weit kommen konnte in unserem Land, liegt nicht am «allgemeinen Niedergang der Landwirtschaft», in der in Gottes Namen halt kein Geld mehr zu verdienen wäre, wie viele meinen. Sondern es ist die Folge einer verfehlten Politik.

Wie meinen Sie das genau?

Wer heute an der Landwirtschaft Geld verdient und jedes Jahr zulegt, das ist die Agroindustrie, die all die Hilfsmittel liefert, welche die Schweizer Landwirtschaft zu brauchen meint, um «produzieren» zu können: Pestizide, Dünger, neue und immer grössere Traktoren, Melkroboter, neue Ställe. Allein für Futtermittelzukaufe geben die Schweizer Bauern über 1,5 Milliarden Franken pro Jahr aus. Das ist gigantisch viel für etwas, das eigentlich in der Urkompetenz der Landwirtschaft liegt: Futter für die eigenen Tiere zu produzieren. Die Firmen haben entdeckt, dass die Bauern bereit sind, dafür und für vieles andere grosse Summen auszugeben. Diejenigen Bauernfamilien, die heute noch Geld verdienen in der Landwirtschaft, sind sehr oft solche, die all diesen Versuchungen widerstanden haben.

Wie konnte es so weit kommen?

Haupttreiber sind die international rekordhohen Direktzahlungen der Schweiz. Stellen Sie sich vor: Wenn zwei Mal im Jahr auf einen Schlag vielleicht 40 000 oder auf nicht wenigen Betrieben auch 150 000 oder mehr Franken vom Staat auf dem eigenen Konto landen und wenige Tage später der Traktorenhändler oder Düngerverkäufer auftaucht und ein tolles Angebot macht, da greift man eben leicht mal in Kauflaune zu. Das bedeutet letztlich: Die extrem hohe Staatsstützung geht de facto direkt in die Taschen der Agroindustrie – und produziert nebenbei nicht nur eine äusserst ineffiziente, industrie- und auslandabhängige Landwirtschaft, sondern auch gravierende Umweltschäden durch zu schwere Traktoren, zu viel Gülle, zu hohe Pestizideinsätze. Tatsächlich leben wir in einem so ineffizienten, über weite Strecken kontraproduktiven Agrarsystem, dass die meisten Leserinnen und Leser vermutlich denken, das sei jetzt doch etwas krass übertrieben. Ist es leider nicht.

Sie sagen, eine nachhaltige Landwirtschaft sei günstiger zu betreiben als eine umweltschädliche. Die meisten Menschen gehen vom Gegenteil aus.

Dass auf lange Sicht eine nachhaltige Landwirtschaft immer kostengünstiger ist als eine



Foto: Keystone/DPA/Lino Miggeler

umweltzerstörende, ist heute eine Binsenwahrheit. Die Rechnung für unseren zerstörerischen Umgang mit der Natur werden die kommenden Generationen zahlen. Oft ist es aber selbst in kurzfristiger Perspektive deutlich günstiger, nachhaltig Landwirtschaft zu betreiben. Das hängt mit den erwähnten teuren Hilfsmitteln für eine immer intensivere Produktion zusammen. Ein besonders trauriges Beispiel ist die Milchproduktion. Dank laufend steigenden Kraftfutterimporten hat die Milchproduktion in der Schweiz in den vergangenen zehn Jahren stark zugenommen. Mit Kraftfutter Milch zu produzieren, ist nicht nur deutlich teurer als Milch aus Weidegras, sondern auch viel umweltschädlicher. Heute werden als Folge der Kraftfutterzukaufe 20 Prozent mehr Milch produziert, als der Markt aufnehmen kann. Dadurch ist der Milchpreis in den Keller gesackt. Somit verdient die Industrie doppelt: Sie kann das Kraftfutter (und vieles mehr) verkaufen, und sie kommt erst noch zu viel billigerer Milch. Würde das Weidepotenzial in der Schweiz ausgeschöpft, hätten wir nachgewiesenermassen deutlich geringere Umweltprobleme, z. B. mit Ammoniak, und gleichzeitig hätten die Bauern ein um mehrere Monatslöhne höheres Einkommen, wie eine Studie von Vision Landwirtschaft zeigte.

Was sind die Preistreiber einer überbeuerten, überintensiven, nicht nachhaltigen Landwirtschaft?

Der Maschinenverkäufer, der Futtermittelhändler, der Tierarzt, die Bank, der Pestizidberater. Sie alle verkaufen den Bauern äusserst erfolgreich ihre 1000 Sachen. Aus der Produktion holen sie diese Kosten meist bei Weitem nicht mehr herein. Da müssen dann die Direktzahlungen des Staates die Lücken im Portemonnaie füllen.

Lassen sich die Kosten, die durch den Einsatz von Pestiziden, Antibiotika und chemischen Düngern entstehen, beziffern?

Es gibt dazu verschiedene Berechnungen, die alle mit Unsicherheiten behaftet sind. Alle Studien kommen aber zum Schluss, dass die von der Allgemeinheit zu tragenden, von der Landwirtschaft verursachten Umwelt- und Gesundheitsschäden viele Milliarden Franken pro Jahr betragen.

Und wie sieht es mit Kupfer und Schwefel aus, die beide in der biologischen Landwirtschaft erlaubt sind?

Der Biolandbau hat sich das Ziel gesetzt, von Kupfer in den nächsten zehn Jahren wegzukommen. Wenn wir den enormen Forschungsfort-

Statt Kraftfutter für die Kühe zu kaufen, ist es viel günstiger, die Tiere auf die Weide zu schicken.

schrift anschauen, dürfte dies schon früher der Fall sein. Schwefel ist für Umwelt und Gesundheit deutlich weniger problematisch als Kupfer, aber auch hier geht der Trend in Richtung Ersatzstoffe, die weitgehend oder gänzlich unproblematischer sind. Wir nähern uns in grossen Schritten einer pestizidfreien Landwirtschaft. Zentral sind dabei resistente Sorten, aber auch ein gesundes, sogenannt «resilientes» Ökosystem, in welchem die Pflanzen und das Gesamtsystem selber Schädlinge abwehren. Es gibt bereits unzählige erfolgreiche Beispiele dafür, dass das äusserst effizient funktioniert. Denn wenn das Agrarökosystem die Leistung der Schädlingsregulierung übernimmt, ist dies eben in den meisten Fällen viel kostengünstiger, als wenn wir Bauern die Agroindustrie dafür bezahlen müssen.

Im Moment wird eine Initiative nach der anderen lanciert, die die Landwirtschaft auf Öko trimmen will. Stets heisst es bei den Gegnern, dass die Produkte bei ihrer Annahme teurer werden. Richtig oder falsch?

Niemand kann wirklich sagen, wie sich die Preise entwickeln werden. Das Einzige, was man mit Sicherheit sagen kann, ist, dass es gute Gründe gibt für die Annahme, dass die Preise nicht steigen, ja vielleicht sogar eher günstiger werden. Wie hoch die Preise im Laden sind,

Das Initiativkomitee der Trinkwasserinitiative bei der Einreichung der Initiative im Januar 2018.



hängt übrigens heute praktisch nicht mehr vom Bauern ab. Er könnte die Produkte gratis abliefern, der Handel würde die Preise belassen und die Margen erhöhen. Denn entscheidend sind nicht die Produzentenpreise, sondern was der Markt hergibt. So funktioniert die Preisbildung. Es wäre naiv anzunehmen, dass ein etwas höherer Preis, welcher der Bauer erhält, automatisch auch zu höheren Verkaufspreisen führt. In kaum einem anderen europäischen Land sind die Margen des Handels auch nur annähernd so hoch wie in der Schweiz. Da ist also noch sehr viel Spielraum drin, den Bauern etwas mehr zu bezahlen für ökologischere Produkte – und trotzdem den Ladenpreis nicht zu erhöhen.

Ein anderer Preistreiber sind krumme Rüeblen und Co., die produziert, aber nicht verkauft werden können. Wer sind bei diesen Normierungen die Verantwortlichen?

Hier schieben sich alle den Schwarzen Peter zu. Die Bauern sagen, der Abnehmer sei schuld, und diese sagen, die Konsumentinnen und Konsumenten wollten halt einfach makellose Produkte. Eine sehr interessante Tatsache ist, dass es so gut wie keine Studien gibt, die das untersucht haben, die also die Konsumenten vor die Wahl gestellt hätten: makelloses Rüeblen mit Pestiziden oder ein etwas krummes, kleineres Rüeblen ohne Pestizide. Sondern es wurde immer nur gefragt: Lieber ein makelloses Rüeblen oder ein nicht ganz perfektes? Und, oh Wunder, die meisten entschieden sich für das makellose. Die ganz wenigen anderen Umfragen zeigen, dass der Konsument sehr wohl bereit ist, für den Preis beispielsweise einer giffreien Produktion etwas weniger perfekte Rüeblen oder Äpfel in Kauf zu nehmen – und dafür unter Umständen erst noch mehr zu bezahlen. Gifffreiheit ist also wichtiger als Makellosigkeit. Das blenden Produzenten und Handel völlig aus, weil es viel einfacher ist, mit Normwaren zu geschäften.

Sind tiefe Preise, mehr Ökologie und vom Bund beabsichtigte Freihandelsabkommen unter einen Hut zu bringen?

Dies ist vor allem eine Frage der Rahmenbedingungen. Detaillierte Abklärungen der Agrarallianz zeigen, dass Rahmenbedingungen möglich und bekannt sind, welche die Frage mit Ja beantworten lassen. Aber damit solche Rahmenbedingungen in den Verträgen installiert werden, braucht es von allen Beteiligten – Staat, Handel, Konsumenten – ein Engagement. Freier Handel und Ökologie sind also möglich und sogar ein sinnvolles, attraktives Paar, aber alles andere als selbstverständlich oder gar ein Selbstläufer. ■